

Die erste Tat – nie würde ich sie vergessen! Ich hatte viel vergessen, warf Tage, Ereignisse und Orte durcheinander. Waren die Juwelen in Paris gewesen oder in Amsterdam? Und die Kreditkarte von der Dame mit dem Nerz oder von der mit dem Hut? War es in diesem oder jenen Hotel? Die Erinnerung an Sonnenschein – war das in der Karibik, im Süden Spaniens oder in Monaco?

Egal.

Aber die erste Tat, der erste Diebstahl – der war wichtiger und gravierender als der erste Sex. Er hat mein Leben verändert, von Grund auf und in jeder Hinsicht. Und auf eine Art und Weise, die ich mir damals nie hätte vorstellen können. Es gab kaum eine Erinnerung, die in meinem Kopf lebendiger und einschneidender gespeichert gewesen wäre. Vom ersten Moment an.

Der Gedanke „Bevor du dich umbringst, schnappst du dir die Kohle und haust ab!“ Ich stand in der Dunkelkammer, koptierte im Rotlicht einen Film um, zog ihn durch die Belichterflüssigkeit und brauste ihn mit der Handdusche ab. Ein Blitz durch meinen Kopf, „bevor du dich umbringst, schnappst du dir die Kohle und haust ab!“ Warum eigentlich nicht?

1987 arbeitete ich in einem Reprostudio, Filmbearbeitung und Vorbereitung für Drucksachen aller Art. Ein Beruf, der heute, glaube ich, ausgestorben ist. Aber es wäre egal gewesen, was ich damals machte, jeder Beruf wäre wie dieser: Montag bis Freitag, am Wochenende austoben und vollsaufen, ab und zu zwei bis drei Wochen ausbrechen, Aufregung und Exotik. Zu wenig!

Sollte das das Leben sein? Eine endlose Wiederholung ewig gleicher

Monotonie? Was für eine Verschwendung! Was für eine Verschwendung des Lebens! Das immer Gleiche zu tun, in dem kleinen engen Raum der Gewohnheit – das war für mich so, als würde ich gar nicht wirklich leben. So ein Leben war es gar nicht wert gelebt zu werden. Es hatte nichts Besonderes, nichts Herausragendes, nichts Einzigartiges. Und das, fand ich, musste das Leben schon haben. Warum sonst sollte man es leben?

An mein Leben vor der Tat erinnere ich mich wie an ein Geschichtsbuch: Daten und Fakten, die ich auswendig gelernt hatte, so, wie man weiß, dass diese und jene Vorkommnisse zu diesen oder jenen Kriegen führten. Der innere Zusammenhang aber blieb mir erstaunlich fremd.

Geboren in den sechziger Jahren in einer deutschen Kleinstadt, Grundschule, Abitur, mittelmäßiger Schüler, irgendwie hat es mit dem Durchkommen immer geklappt. Miserabel in Deutsch und Religion, ordentlich in Sport, gut in Mathematik und Zahlen – ein typischer Junge eben. Wehrdienst, 18 Monate Grauen und Stumpfsinn, dumpfe und zu viele Menschen. Lehre, Arbeit. 23 Jahre alt. Es reichte zum Leben – na fein!

War das Leben etwas, was gerade ausreichen sollte?

Langweilig und grau erschien es mir. Ich hatte nur sowenig davon gekostet – und schon genug. Sollte das Leben nicht spannend sein, aufregend, wild und bunt? Und wenn es das nicht war, konnte man sich das Leben entweder schenken oder musste es dazu machen.

Ich hatte darüber nachgedacht, es mir zu schenken, ich würde nichts vermissen, wenn ich damit aufhörte. Ein Schulterzucken würde es mich kosten, mehr nicht. Aber andererseits: Wenn es sowieso egal ist, warum nicht alles auf eine Karte setzen und abhauen? „Bevor du dich umbringst, schnappst du dir die Kohle und haust ab!“ Genau!

Ich grinste, als ich aus der Dunkelkammer kam. Genau! Alles oder nichts! Das Leben wegwerfen oder es mit vollen Händen greifen – um jeden Preis. Ich hatte mich für den vollen Preis entschieden. Ja!

Wenn ich heute auf mein Leben zurückblicke, war es zumindest eines: aufregend, wild, bunt, spannend! Maßlos und großartig.

Manchmal tiefschwarz, dunkel wie die Nacht und die Hölle. Dann wieder glitzernd und schillernd, vielversprechend, nicht immer alles haltend oder gar erfüllend, durchaus voller Fallstricke, aber in seiner Reichhaltigkeit überwältigend. Schon damals musste ich eine Ahnung davon gehabt haben, dass da mehr sein musste.

„Das ist echt irre, die Petra, die läuft da manchmal abends mit 50.000 Mark Tageseinnahmen zum Banktresor in der Tiefgarage ... Das würde sich echt lohnen, da mal abzugreifen“, erzählte Frank beim Mittagessen. Frank war mein bester Kumpel. Er war Radio-Fernsehtechniker bei einem Betrieb im großen Einkaufszentrum um die Ecke. Meist trafen wir uns mittags zum Essen.

Es machte klick. Eine beiläufige Frage zwischen zwei Gabelbissen, und Frank redete weiter, so wie man manchmal rumspinnt, wenn man denkt, man sollte doch, man könnte doch ... Ohne dass es je weiter reicht, als bis zu eben diesem Gedanken.

„Die Bank hat ja schon zu, wenn wir dichtmachen. Da muss die Kohle immer in den Nachttresor. Der ist am Arsch der Welt. Auf dem Weg zur Tiefgarage, da ist um die Zeit abends kein Schwein mehr. Die Kunden sind alle weg, ist ja schon 18:30 vorbei, und die Läden sind alle geschlossen. Und bis Petra die Tagesabrechnung durch hat, dauert das ja auch immer ein bisschen. Zehn Minuten bis 'ne Viertelstunde ist das schon. Da sind sogar die Wachleute schon durch, um die letzten Penner rauszuschmeißen. Da wird einem ganz schön mulmig, kann ich dir sagen. Ich hab' sie ein-, zweimal begleitet, als ich zur selben Zeit fertig war wie sie und sowieso da runter zu meinem Auto musste.“

Mein Gehirngetriebe ratterte. „Wann habt ihr denn immer den besten Umsatz?“ kaute ich meine Frage.

„Samstags, da sind die Leute besonders kaufwütig, und am langen Donnerstag natürlich. Aber da geht Petra manchmal sogar mittags zur Bank, um zwischendurch einzuzahlen, damit es nicht so viel wird.“

50.000 Mark. Eine Menge Geld, wenn man gerade einmal 3.000 im Monat verdient. Es war nur ein Gedankenspiel, eine ungeordnete Handlung ohne ernste Absicht, dass ich beim nächsten Bankbesuch nicht

über das Einkaufszentrum hinausging, sondern den Weg durch die Tiefgarage wählte.

Ein breiter, gefliester Gang, Glastüren zur Tiefgarage, rechts der Nachttresor – und zwischen Türen und Tresor, auf jeder Seite des Ganges, ungefähr einen Meter von der Wand entfernt, zwei Pfeiler. Zwei Pfeiler!

Die Tiefgarage. Noch ein älteres Baujahr, grau, düster, eng. Die Ausfahrt hundert Meter entfernt nach oben, der Ausgang zu Fuß nur wenige Meter über die Fahrbahn. Ich überquerte sie, öffnete die schwere Stahltür und stieg die grauen Betontreppen, nur eine Treppe, ein Stockwerk hoch. Ausgang. Tageslicht. Das Parkdeck. Zwischen den Autos hindurch auf die Straße, den Bürgersteig und hinein in das städtische Leben.

Auf dem Parkdeck war man weithin sichtbar. Es musste also früh dunkel werden ... Auf den Herbst warten, wenn die Sommerzeit umgestellt ist, und es um 18:30 Uhr bereits dunkel wird. Nicht einmal bewusst gedacht, nur ein Schluss, folgerichtig im gedanklichen Halbdunkel vollzogen.

Ein paar Tage später ging ich ein zweites Mal hin, nach Arbeitsende. Wie viele Leute würden jetzt in der Tiefgarage herumlaufen, wie viele Autos würden noch dastehen, wo konnte ich mich gegebenenfalls verstecken, wie musste ich laufen, und wo konnte ich raus? Gab es noch andere Wege? Nach oben hin nicht, aber vom Parkdeck herunter?

Der Sommer neigte sich dem Ende zu, die Tage wurden kürzer, eine merkwürdige Erregung bemächtigte sich meiner. Jetzt? Oder nie?

Ich kannte Petra, brünett, weiblich und geschäftlich topfit. Sie kannte ihre Jungs und hielt den Laden in Schuss. Ein paar Mal hatte ich sie gesehen, als ich Frank zum Mittagessen abholte. Wie gut kannte sie mich? Würde sie mich erkennen? Was musste ich tun, damit sie mich nicht erkannte, wenn ich ihr irgendwann in dem Gang gegenüberstehen würde?

Langsam, fast unmerklich schlichen die Gedanken in meinen Kopf, ich spielte mit ihnen, spielte sie durch. Und doch ... Beim Gedanken an die Realität schnürte sich mir die Kehle zu, und mein Herz raste.

Und doch ... Nie raste es so sehr, dass ich mir sagte, lass es! Im Gegenteil, das Rasen wurde schwächer, ich gewöhnte mich daran.

Noch zweimal ging ich hin, um mich umzusehen. Dann kaufte ich – nicht hier, sondern in einem anderen Kaufhaus – billige und gewöhnliche Klamotten, Jeans, Turnschuhe, T-Shirt, weite Jacke. In einem Sportgeschäft eine schwarze Skimaske und Handschuhe. Zuletzt eine Gaspistole. Ich kam mir so lächerlich vor, als ich die Sachen zum ersten Mal zu Hause anzog. Wie in einem schlechten Film. Was für eine peinliche Angelegenheit! Und doch ...

Beim zweiten Mal war's schon besser. Ich übte ein bisschen. Was sollte ich sagen? „Dies ist ein Überfall! Her mit dem Geld!“ Das klang noch lächerlicher, als ich aussah! Sollte ich es wirklich tun? Würde ich es wirklich tun? Mein Herz raste, meine Hände schwitzten, meine Stimme ... ich würde keinen Ton herausbringen. Was, wenn mich jemand sehen würde, in dieser völlig peinlichen Verkleidung hinter dem Pfeiler, mit der Pistole in der Hand?

Ich war so unglaublich aufgeregt, dass ich mich später fast nicht mehr erinnerte, wie es eigentlich geschehen war.

Sie kam den Gang herunter, die harten Absätze ihrer Schuhe hallten auf den gefliesten Platten. Nur noch wenige Schritte ... Sie wurde langsamer, drehte ab, wandte sich dem Tresor zu.

„Machen Sie jetzt keine falsche Bewegung! Das ist ein Überfall. Geben Sie mir das Geld.“ Ich war selbst überrascht, wie ruhig und gefasst meine Stimme klang, ganz beiläufig, ganz locker, ganz deutlich und klar.

Sie erschrak zu Tode! Und das, obwohl ich nicht einmal drohend geklungen hatte. Aber die vermummte Gestalt mit der Pistole in der Hand und die Worte, die, obwohl ruhig gesprochen, dröhnend den Gang entlang hallten, verfehlten ihren Eindruck nicht. Sie erstarrte zuerst, sah sich hektisch um, auf der Suche nach einem Ausweg.

Ich schüttelte den Kopf: „Machen Sie jetzt keine Dummheiten! Denken Sie noch nicht einmal darüber nach.“ Ich ging einen Schritt auf sie zu. „Geben Sie mir das Geld.“ Das klang schon drohender.

Sie wich zurück, presste das Geld an sich.

„Hey!“ fuhr ich sie scharf an. „Her damit!“ Hob die Pistole ein wenig höher, ging ein paar Schritte auf sie zu, streckte die Hand aus. „Her damit!“ Langsam, gedehnt und drohend, ich war innerlich kalt und ruhig.

Sie reichte mir den Beutel. Ich wurde ein wenig gelöst, aber diese kalte Ruhe in mir blieb. „Ich gehe jetzt“, sagte ich, sehr bestimmend, so als stellte ich lediglich Tatsachen fest. „Und Sie werden nicht losrennen und nicht herumschreien, sondern ganz ruhig hierbleiben und ein wenig warten.“

Ich ging einige Schritte rückwärts, auf die Glastür der Tiefgarage zu. Ohne mich umzudrehen, griff ich mit einer Hand nach hinten und öffnete.

„Keine Bewegung!“ sagte ich. Ganz ruhig, ganz deutlich und drohend. Und sie stand da und starrte mich an.

Die Tür schloss hinter mir, und ich rannte los. Ich konnte nicht anders, der Drang war zu stark. Geschafft, geschafft! Fast hätte ich laut gejubelt, dabei war mir eines von Anfang an klar gewesen: Hinterher einen klaren Kopf zu bewahren, war fast wichtiger und schwieriger, als der Überfall selbst! Ich stopfte mir das Geld in die Jacke, und als ich an der Ausfahrt angelangt war, war ich schon wieder ganz gefasst und bewegte mich lässig.

Der Rest war einfach: Ins Auto, in zehn Minuten aus der Stadt, auf dem nächsten Waldparkplatz umziehen, die Klamotten in einer Plastiktüte im Laub verstecken, das Geld aus dem Beutel nehmen. Ich widerstand der Versuchung, das Licht im Auto anzumachen, um einen Blick darauf zu werfen. Cool bleiben! Den leeren Beutel in eine andere Plastiktüte, alles in eine Plastik-Recyclingtonne – und nach Hause fahren! Wie immer.

Es war ein Risiko, das Geld mit nach Hause zu nehmen, aber ich musste wissen, wie viel es war. Erst viel später, nachdem ich noch ganz locker mit Freunden in der Kneipe gesessen hatte, zählte ich die Scheine: 44.320 Mark! Eine Zahl, die ich nie mehr im Leben vergessen würde.

Jugenderinnerungen eines Diebes. Manchmal schüttelte ich den Kopf und denke daran, wie dilettantisch es war. Und dann auch wieder nicht. Die erste und wichtigste Grundregel hatte ich damals schon beherzigt –

beherrscht dich, verlier nicht den Kopf, setz ein Pokerface auf und mach weiter wie bisher. Zumindest ein Weilchen. Ich behielt einen kühlen Kopf – verdammt gut!

Die Aufregung am nächsten Tag war riesengroß! Haarklein berichtete Frank in der Mittagspause – wir saßen in der Pizzeria im Mittelpunkt des Einkaufszentrums – vom Überfall. Ich staunte, fragte, war neidisch, „Mist, da hätte ich auch gerne zugelangt! Wie viel war es denn?“ Frank erzählte, wie die Polizei da war, gefragt hatte, verhört hatte, geguckt hatte.

Dann kam mein Meisterstück, und vor dieser meiner Unverfrorenheit ziehe ich heute noch den Hut. Drei Tage später – die wildeste Aufregung war gerade abgeklungen – fuhr ich in den Wald, wühlte die Plastiktüte aus dem Laub und schlug ein zweites Mal zu. So schnell würden sie nicht noch einmal damit rechnen. Bestimmt würden sie Maßnahmen ergreifen, um den Ablauf zu ändern und mehr Sicherheit zu schaffen; Frank hatte mir davon erzählt, in Zukunft würden sie das Geld immer nur zu zweit abliefern, aber heute war langer Samstag ... Da war jeder froh so schnell wie möglich aus dem Laden zu kommen, doch Petra selbst musste länger bleiben, weil die Abrechnung für die ganze Woche abgeschlossen werden musste.

Und als ich an diesem späten Samstagnachmittag zum zweiten Mal hinter dem Pfeiler hervortrat, und „Hallo, ich bin es wieder, darf ich bitten“, sagte, schrie sie leise auf und ließ fast das Geld fallen.

„Nicht doch!“, sagte ich fast sanft. „Hierher.“ Ich musste nichts sagen, ich musste nicht drohen, ich musste noch nicht einmal rennen. Petra stand einfach nur unter Schock und weinte erst einmal, bevor sie fähig war, nach oben zu gehen und die Polizei zu rufen. Sie weinte auch noch, als die Polizisten kamen, sie verhörten, und sie ziemlich merkwürdig ansahen. Zwei Mal die gleiche Geschichte, immer wenn sie alleine war ...

„So ganz hasenrein erscheint den Bullen Petras Story auch nicht mehr“, erzählte Frank zwei Tage später. Daran hatte ich gar nicht gedacht. Umso besser!

63.800 Mark. Mein Gott, wie konnte man nur an einem Tag soviel

Geld verdienen?! Mir wurde fast schwindlig, als ich die Scheine in der Hand hielt. Zusammen hatte ich damit fast 100.000 Mark. Hunderttausend Mark!

Wohin damit?

Ruhig bleiben, Haltung bewahren. Immer wieder im Kopf alles durchspielen. Hatte ich auch keine Spuren hinterlassen, keinen Fehler gemacht, nichts vergessen? Weiterleben wie bisher, die Erinnerung an die Tat aus dem Gedächtnis tilgen. Nichts war geschehen. Ich arbeitete immer noch in der Reproanstalt, ging abends mit Freunden weg, ins Kino, tanzen, nach Hause. Nichts war geschehen!

Über einen Monat harrete ich so aus ohne ein falsches Wort, ohne eine falsche Geste, immer voll Erstaunen, wenn Frank erzählte.

Dann reichte ich Urlaub ein, drei Wochen, ganz normal, nichts Aufregendes. Aufregend war nur das Ziel: Jamaika. Nicht offiziell, natürlich. Offiziell flog ich nach Spanien – an die Costa del Sol. Inoffiziell von dort weiter – nach Jamaika.

Ein alter Kindheitstraum: Musik, Rastafaris, Sonne und Sand, locker in den Hüften wiegen und lässig in der Hängematte schaukeln, zwischen Palmen, Kokosnüssen, easy living. Alles würde gut sein. Leben wie in der Jamaika-Rum-Werbung.

Ich blieb weiterhin vorsichtig, ließ das Geld für die Reise brav vom Konto abbuchen. Wohin mit meiner Beute? 100.000 Mark. Ein fünfzehn Zentimeter hoher Geldstapel. Alles bar, kleine Scheine, alles Deutsche Mark.

Ich verteilte es. Ein Bündel in den Waschbeutel, eines zwischen die gefalteten Hosen, eines ins Badezeug, eines zwischen die Unterhosen. Soviel wie möglich in jeden Schuh unter die Einlagen und schließlich einen Rest in die Hosentasche.

Ich betete. Bitte keine Kontrollen, bitte keine Diebstähle, bitte keine Komplikationen. Vor Anspannung konnte ich mich kaum bewegen, als ich in Deutschland durch den Zoll ging. Das Geldbündel in meiner linken hinteren Hosentasche war schwer und spürbar wie ein Stein. Aber Radargeräte sehen Geldbündel nicht und Bargeldkontrollen gab es damals noch nicht im heutigen Maße. Bevor ich durch den Scanner ging,

legte ich die größte Sorgfalt an den Tag um alles, wirklich alles, was irgendwie ein Piepen auslösen konnte, abzulegen, damit niemand mich abtasten würde. Alles ging glatt.

Und dann: Jamaika! Herauszutreten in die karibische Sonne, flirrend heiße Luft, blauer Himmel! Nie werde ich diesen Moment vergessen, den Schritt, mit dem ich aus der Tür des kleinen flachen Sir Donald Sangster-Flughafens in Montego Bay trat. Hinaus in die heiße Luft, die mich mit voller Wucht traf. Hinaus in die Freiheit. Ab hier konnte ich verschwinden, konnte ich nicht mehr sein, würde ich aufhören zu existieren.

Mein neues Leben begann! Nie werde ich dieses Glücksgefühl vergessen, dieses dicke fette Grinsen auf meinem Gesicht, mit dem ich, den Koffer in der Hand in die Sonne trat. Diesen jubelnden Schrei, den ich innerlich ausstieß, diesen Sprung, den ich tat. YES! Das Leben lag vor mir, war groß und wunderbar. Das Paradies war hier! Ich muss lächeln, wenn ich heute daran zurückdenke. Was für ein wunderbarer Augenblick! Momente, wie dieser sind es, für die es sich zu leben lohnt! Ich winkte ein Taxi heran ...



Das neue Leben begann!

Die leuchtende Sonne Jamaikas verzauberte mich. Ich schlug die Augen auf, und die Welt strahlte mich an! Sie offenbarte mir alle ihre Schätze – sie war ein bunter Traum aus Früchten, Menschen und Leben, alles war voll und farbig!

Fleischig-orangene Papayas, vollgelbe Bananen, saftig-süße Ananas, dampfende Donuts, Blue Mountain Kaffee. Im Wind wiegten sich die Palmen, bis zum Horizont wogte kristallklares, türkiseses Meer mit weiß schäumenden Kronen. Korallenriffe mit Fischschwärmen in allen Farben, orange-weiß-gestreift, blau-lila, rund oder länglich-schlängelnd, von der Sonne, deren Strahlen das türkisklare Wasser durchdrangen, in ein noch unglaublicheres Licht getaucht. Am Wasser sitzen, ein Bier in der Hand und der Sonne beim Untergehen zuschauen – so rot, so perfekt, so rund. Reggaegruppen und Steelbands, die die ganze sternenklare Nacht durchhallten, Strandpartys mit amerikanischen Studentinnen und jamaikanischen Jungs, ein Feuer, das in den Himmel flackerte. Rafting auf Bambusflößen den Rio Grande hinunter, Klettern in Wasserfällen, mit Jet Ski über das Wasser peitschen, heftige Sprünge, Gischt, Tropfenregen wie gebrochenes Glas im Sonnenlicht.

Romantische Nachspaziergänge und Sex in der Brandung – kalt und nass, Gänsehaut und Salzwasser. Nicht romantisch, aber dennoch aufregend, abenteuerlich und lustig. Menschen, Freunde, schwarz und weiß, Rum und Ganja ...

Sie waren alle meine Freunde, die wilden Rastafaris am Strand von Negril, die süßen Zimmermädchen und die aufmerksamen Strandjungs, die mit durchtrainierten nackten Oberkörpern die Jet Ski und die Surfbretter verliehen. Und all die anderen, die zwei Wochen blieben, mich beneideten und wieder gingen: Joe aus Connecticut, Roy aus Philadelphia, Greg aus Wales ...

Das Leben konnte so wunderbar sein! Das Paradies so einfach aussehen: Strahlend weiße Häuser, blankgeputzte Wege, gepflegtes Grün mit Golfcarts – ein frisch gefegter Strand am türkisenen Meer!

Alles war nur für mich da – die exklusive Anlage, die hübschen Menschen, die livrierten Kellner, jede Menge freundlich blitzende Zähne und Zuvorkommenheit. Ich konnte haben, was ich wollte, ich musste es nur sagen. Und nie musste ich mir irgendeinen Gedanken darüber machen, ob ich es auch bezahlen könnte.

„Ich werde in Spanien bleiben“, sagte ich.

„Was?“ brüllte mein Vater zurück, als hätte er mich aufgrund der Übertragung nicht richtig verstanden.

„Ist etwas passiert?“ hatte er besorgt gefragt, als sich überraschend am späten Abend sein Sohn am Telefon gemeldet hatte.

„Ja, ich werde in Spanien bleiben.“

Verstörung. „Soll das ein Witz sein? Was soll der Blödsinn? Ist dir die Sonne zu Kopf gestiegen? Nimmst du Drogen?“ Während mein Vater mich mit ungläubigen Fragen bombardierte, hörte ich meine Mutter aufgeregt und mit hoher Stimme im Hintergrund schreien. „Was ist denn? Was ist denn los mit ihm?“ Und dann „Gib ihn mir mal.“

Ich hörte, dass sie nach dem Hörer griff, hörte die Geräusche, wie sie um ihn rangen.

„Nein, lass das“, wehrte Vater ab. Und zu mir, streng und voll väterlicher Autorität: „Jetzt lass diesen Blödsinn, und komm nach Hause!“

„Ich habe hier einen total guten Job, super bezahlt, bei einem reichen Amerikaner. Er zieht hier ein Reprstudio auf ...“

„In Spanien?“

„Genau! Der Typ ist cool, das Wetter ist klasse, das Land und die Küste gefällt mir, ich habe ein paar nette Leute kennengelernt ...“

Meine Worte ertranken im Protestgeheul meines Vaters.

„Das Geld fällt durch“, brüllte ich gegen den Sturm an. „Ich schreibe euch noch ausführlich, ich wollte euch jetzt nur schon einmal Bescheid sagen.“ Damit hängte ich auf.

Atmete tief durch und wählte erneut. „Ich wollte Ihnen mitteilen, dass ich kündige. Ich habe einen Job in Spanien gefunden und werde hier bleiben.“

Ich schickte Frank eine belanglose Meeres-Postkarte und bat einen Spanier, den ich hier kennengelernt hatte, sie zu Hause einzuwerfen. „Hey Frankie-Boy! Alles groovy hier – tolles Wetter, tolle Frauen, supersexy. Und das Beste: Ich habe einen Job angeboten bekommen und werde hier bleiben. Halt durch – bis bald!“

Kurz und schmerzlos. Die Fäden waren durchtrennt, mein neues Leben begann.

Viele Dinge geschahen in einer relativ kurzen Zeitspanne zum ersten Mal, und es war eine wahnsinnige Zeit. Alles, wovon ich jemals geträumt hatte, wurde plötzlich Realität: Mein erster Leihwagen, natürlich ein Porsche Cabrio, die ersten Drogen, abenteuerlicher Sex, mein erstes Nobelhotel ...

Noch nie zuvor war ich an solchem Ort gewesen, bisher hatte ich auf Reisen in Zelten, Jugendherbergen und gelegentlichen billigen Pauschalhotels übernachtet. Die ersten Tage in dem Fünf-Sterne-Resort durchlebte ich in einer Mischung aus Begeisterung und Anspannung. Ob es wohl klappen würde? Ständig erwartete ich, dass sie mir auf die Schliche kommen und herausfinden würden, dass ich doch eigentlich nur ein kleiner „Stift“, ein Angestellter in einem kleinen Reprstudio war, einer, der nun wirklich kein Anrecht darauf hatte, hier zu wohnen. Aber nichts geschah. Sie behandelten mich makellos, höflich und zuvorkommend. Niemand sah mich schräg an, weil ich jung war und keine teure Kleidung trug.

Ich merkte schnell, dass das Publikum – auch in teuren Hotels, sehr bunt gemischt war. Die kaugummikauenden und jeantragenden Amerikaner waren einfach überall, gute Kleidung trugen nur die wenigsten von ihnen.

Und so wich meine steife Verkrampftheit bald einer ungezwungenen Lockerheit und Selbstverständlichkeit. Und einer neuen Aufmerksamkeit. Ich sah mir genau an, was die Männer trugen, die kein Kaugummi

kauten und keine Jeans trugen, und wie sie es trugen. Ich bewunderte ihre Souveränität, ihre Lässigkeit – und ihren Stil. Ich merkte mir die Marken und kaufte dieselben. Ich wollte auch so schick sein wie sie. Dazugehören – zum Jet Set, nicht zu den Spring Breakern.

In dem Moment, in dem ich auf Reisen ging, in dem Moment, in dem ich zum ersten Mal den Boden betrat, der mein neues Leben bedeutete, schlüpfte ich in die Rolle eines anderen Mannes. Ich streifte meine alte Haut ab, ließ sie zurück, verschrumpelt, grau und unscheinbar, und schlüpfte in eine neue, schöne – nach und nach.

Auch bei den Frauen. Sie waren alle da: die hochgewachsenen, wunderbaren jamaikanischen Frauen und die quirligen, blassen, frechen amerikanischen Studentinnen. Amy war schlank, athletisch und sehnig; eine Augenweide. Und sie war so, wie ich mir schwarze Mädchen immer vorgestellt hatte, anschniegbar, biegsam, willig und keiner Verrücktheit abgeneigt.

Amy arbeitete im Hotel, und sie brachte ihre Freundin Sarah mit. Zum ersten Mal hatte ich Sex mit zwei Mädchen gleichzeitig, und abgesehen davon, dass es fürchterlich verwirrend war, war es unglaublich geil!

Auch die kleinen amerikanischen Studentinnen waren nicht schlecht. Zur Spring Break fielen sie wie ein Schwarm surrender aufgedrehter Heuschrecken im Hotel ein, am nächsten Tag waren sie bereits aufgedrehte, rotgebrannte Heuschrecken.

Die rothaarige, im Herzen pinküberzogene Rose aus Texas, die ungefähr 18 war und deren Naivität mir manches Mal den Atem verschlug; die einerseits so rührend prude war und andererseits so unverkrampft offenherzig und abenteuerlustig.

Atlanta, das stolze Südstaatenmädchen, das mit einer für eine junge Frau geradezu absurden Überheblichkeit, Frechheit und Aufdringlichkeit kommandierte und bestimmte.

Auch im Bett ... zornig, frech, und nach der Überraschung beim ersten Mal, machte es mir unglaublichen Spaß, sie völlig auflaufen zu lassen und ganz anders herzunehmen. Sex war ein Spiel und machte großartigen Spaß. Oben, unten, vorne, hinten, nichts als nackte Leiber,

schwarz und weiß, dick und schlank ... Es lässt sich nicht leugnen, ich fickte mich durch sämtliches verfügbare Weiberzeug – und war trotzdem ständig geil! Am Ende der Spring Break war ich soweit, dass ich schon einen Ständer kriegte, wenn ich nur ein Mädchen herumlaufen sah.

Frank erhielt geile Postkarten: „Ich habe in den letzten zwei Wochen soviel Sex gehabt, wie in den zwanzig Jahren davor nicht“. Ich sollte ihn einladen, dachte ich. Als die amerikanischen Girls wieder verschwanden, war ich erschöpft.

Jamaika! Nach drei Monaten konnte ich es nicht mehr sehen! Das Regenbogenland hatte sein Feuerwerk versprüht und zurück blieben die Raketenreste, die zerfetzten bunten Papierschnitzel und die Holzstöckchen.

Ich hatte es nicht kommen sehen.

Ich war nicht mehr so glücklich, wenn ich aufwachte, die kulinarischen Kostbarkeiten des Frühstückbüffets reizten meinen Gaumen nicht mehr. Die Palmen und der Blick aufs Meer verzückten mich nicht mehr. Die Sonne ermüdete mich.

Es war langsam gekommen, ein wenig, ein wenig mehr ... Aber wie konnte man des Paradieses überdrüssig werden?

Ich hatte keine Lust mehr auf dieses oder jenes. Ich schlief lange, obwohl die Tage sowieso nur zwölf Stunden hell waren. Es war gleichgültig, ob ich um neun, um zwölf oder um drei Uhr nachmittags aufstand, es war gleichgültig, ob ich schwamm, surfte, tauchte oder spazierenging, Rum schon zum Frühstück trank und Ganja zum Abendessen rauchte. Es interessierte niemanden und am Ende nicht einmal mehr mich.

Ich ließ die Partys hinter mir, sie begannen, mich zu langweilen, und fing an, mir die Insel anzuschauen; entdeckte atemberaubend schlechte Straßen, in deren Schlaglöchern mein Auto, kein Porsche mehr, ein Jeep jetzt, fast verschwand, großartige Natur, bewaldete Berge, versteckte Höhlen, tiefe Täler, aus denen der Nebel stieg und wie Rauch die Wipfel der Palmen verhüllte. Wellblechhütten, die sich in die Wildnis

schmiegen, Squatter, die auf irgendeinem Stück Land siedelten, bis der Eigentümer sie vertrieb und ihre Streichholzschachtelhäuser zusammenriss, worauf sie ihre wenigen Habseligkeiten in einem anderen Streichholzschachtelhaus wieder aufbauten. Bettler, neugierige Kinder und freundliche Jugendliche, gierige Alte und verschlagene Mädchen, drängelnde Marktverkäufer, uniformierte und desinteressierte Beamte.

Nach mehreren Tagen zwischen schwarzen Gesichtern war ich froh, in dem Hotel zweier Amerikaner abzusteigen. Patsy und Paul – er schlank und sehnig, sie klein und dicklich, mit einem verquollenen Gesicht und dreckiger Kleidung. Sie hatte keine Fahne, aber ein Blick auf ihr Gesicht und ihre unsteten Launen sagten mir, dass sie trank.

Ich kam spät an und war alleine, sie brachte mir einen Drink und setzte sich zu mir, und wir redeten bis tief in die Nacht. Ich war neugierig: Was hatte sie hierhin verschlagen, und wie war das Leben hier? Hart und ein Kampf! Ein Kampf gegen die Gesetze, die Menschen, das Anderssein, den Neid der Besitzlosen auf die, die sich etwas geschaffen hatten.

Und doch – einen Zauber musste die Insel doch haben, der den Kampf lohnte? Sie nickte durch ihre Einsamkeit hindurch. „Momente“, sagte sie, „Momente, die göttlich perfekt sind. In unserer Bucht zu schwimmen, wenn die Sonne morgens aufgeht, auf der Veranda zu sitzen und die Palmen im Wind wiegen zu sehen.“

„Und“, fügte sie hinzu. „Wer sagt denn, dass das Leben in Amerika leichter gewesen wäre? Wir sind als Hippies hierhergekommen, mit nichts als Ganja und Sex im Sinn, lange Haare und wallende Gewänder. Dann haben wir dieses Stückchen Land hier entdeckt, diese Bucht, und wir wussten, hier wollen wir bleiben! Das haben wir getan! Wir haben unseren Traum wahr gemacht! Kann man sich etwas Schöneres und Größeres vom Leben wünschen?“

Sie hatte recht – und doch nicht. Nicht immer ist der Traum ein Traum, wenn er wahr wird, und manchmal ist der Preis zu hoch. Mancher Traum bleibt besser dort, wo er entstand – im Kopf, und nur dort ist er wunderbar. Der Realität aber hält er nicht stand.

Im Kopf steht ein Traum nur für sich, die Realität und das Umfeld

sind ausgeblendet. Doch im wahren Leben füllen Palmenwipfel und Sonnenaufgänge nicht den Tag. Der Traum ignoriert die Schlangen, die Menschen, die Unwetter und Unbill.

Im Traum überfallen keine Menschen das kleine Hotel, fesseln die Kinder, rauben das Geld und schießen einen Gast ins Bein, im Traum fegt kein Orkan das halbe Haus hinweg und keine Behörde verweigert amerikanischen Staatsbürgern den Kauf des Landes. Es gibt keine Schulen, die Kindern nur wenige grundlegende Lehrjahre erlauben, und keine Männer, die einen halbfertigen Rohbau stehen lassen, weil sie keine Lust mehr haben, oder die die 14-jährige Tochter anbaggern.

Im Traum brennt das Strandfeuer ewig, trommeln die Reggae-Rhythmen die ganze Nacht hindurch, tanzen die Freunde am Strand bis der Morgen graut.

Ab und zu nahm ich Amy auf meine Fahrten mit. Es gefiel ihr, weil wir schön Essen gingen und zur Abwechslung einmal jemand sie bediente.

Auf der fast leeren Terrasse des Bonnie View Hotels blickten wir über die Bucht von Port Antonio und Navy Island. In den späten 40er Jahren, gehörte diese Insel Errol Flynn; auf seiner Yacht brachte er das Hollywood Jet Set mit, seine rauschenden Feste, ausschweifenden Gelage und extravaganten Eskapaden waren legendär.

Vom Glamour dieser Zeit war wenig übriggeblieben. Port Antonio war ein winziger Flecken und das einst großartige Bonnie View Hotel ein heruntergekommener verwaister Laden, den einzig sein fantastischer Blick über die ganze Bucht auszeichnete. Von rauschenden Festen, von den ausschweifenden Gelagen und extravagantem Lebensstil keine Spur mehr.

Jetzt herrschten hier die Amerikaner und ihre Art ‚Fun‘ zu haben: Jet Ski und Tauchen und mit Bussen herumfahren – und natürlich alles ‚all inclusive‘.

Wie das Leben sich veränderte! Wie es sich bewegte, auf und nieder wogte, einen in Wellentälern begrub oder auf dem Kamm reiten ließ. Ich sah auf Errol Flynn's Insel hinunter und ein paar Kilometer weiter auf

den verrottenden Rostbau, der einst das pompöse Anwesen eines amerikanischen Millionärs und einer Tiffany-Erbin war und von dem nichts als bröckelnde Steine geblieben war. Jamaika schien die Insel der erfüllten und der verlorenen Träume zu sein. Eine Trauminsel war sie immer; die Menschen, die kamen, brachten ihre Träume mit oder fanden sie überraschend hier.

Doch irgendwann wich der Traum, und die Realität blieb zurück – und sie sah nicht so viel anders aus als in Deutschland. Nur Leere! Es gab in meinem Leben keinen Halt, und ich stürzte ab – mit Vollgas im freien Flug.

Aber ich wollte nicht, dass der Traum ging! Dafür war ich nicht von Deutschland abgehauen, dafür hatte ich nicht zweimal einen Laden ausgeraubt, dafür nicht meine Familie, meine Freunde hinter mir gelassen, um jetzt doch wieder auf dem harten Boden der Realität zu landen.

Ich hatte mir den Traum gekauft, ich hatte mir das Paradies gekauft, alles würde jetzt gut werden – darauf hatte ich Anspruch! Das Opfer war groß genug gewesen, die Ernte musste ebenso groß sein – ewige Glückseligkeit! Durch meine mutige Tat, durch mein Abbrechen aller Brücken hatte ich mir doch das Glück gekauft, da war ich mir sicher.

Aber das Glück dachte nicht daran, sich kaufen zu lassen. Der Traum blieb nur mit Ganja und Alkohol, allzu viel mehr gab es hier nicht, aber er war taub und schal und hatte einen Nachgeschmack von Kater, Kopfschmerz und pelziger Zunge. Auch das hätte ich zu Hause haben können. Es musste doch mehr als alles geben!

Ich lag im Schatten – und es kotzte mich an! Es war eine Szenerie, wie sie kein Reiseprospekt besser hätte beschreiben können – der Tag war so rein, so wunderschön, so makellos ... Und doch – irgendetwas fehlte mir. Vielleicht doch eine Art von Geisteshaltung? Eine Art von Kultur, die im Westen selbstverständlich war und hier fehlte. Eine Tageszeitung, die mir von Ereignissen und Personen berichtete, die ich kannte, Rockmusik, Kino, Freunde und etwas tiefergehende Gespräche. Frank fehlte mir und die Gespräche mit ihm. Klar war es oft um Alltägliches gegangen, um Frauen, Partys, Freunde und den Job. Aber wir

hatten uns auch viel anvertraut, Persönliches, Ungeschminktes, Wahres – auch Unschönes gelegentlich, Peinliches. Nicht nur die Sonne – auch den Schatten. Es mochte schon sein, dass ich das vermisste.

Die Menschen, die nach Jamaika kamen, meist junge Amerikaner, waren der gleiche Menschenschlag, der in Deutschland nach Mallorca fuhr, oder nach Bibione oder Lloret de Mar. Sie wollten nur eins: Zwei oder drei Wochen lang nonstop Party machen, die Nächte durchtanzen, die Tage am Strand an der Bar stehen, über das Wasser jagen, dösen und soviel Sex wie möglich haben. Es war klasse, das zwei, drei Wochen zu machen, keine Frage – danach war es hohl, unerheblich und leer ...

Ich reiste ziellos und wild über die Insel, war einsam, traf Menschen, redete wahllos, hielt die Kontakte zu den Leuten, die ich in meinen ersten Tagen in Negril und später in Ocho Rios geknüpft hatte, nur um festzustellen, dass ich aus ihrem Sinn war, sobald ich aus ihren Augen war.

Nach einem halben Jahr war die Hälfte des Geldes aufgebraucht – ich hatte nicht gerade bescheiden gelebt. Also begann ich mir zu überlegen, wo ich wieder Geld herbekommen konnte. Und ich musste mir überlegen, was ich mit dem Geld machen würde, das ich noch hatte. Eine Art Notgroschen wäre vielleicht nicht schlecht. Und es wäre sicher auch nicht schlecht, nicht permanent mit einem Haufen Bargeld herumzulaufen. Was für ein Glück – ich hatte wieder eine Aufgabe, hatte etwas zu tun: einen Bruch planen, einen Diebstahl austüfteln.